



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Schacht, R.: Die psychologischen Grundlagen der flamischen Literatur

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Die psychologischen Grundlagen der flämischen Literatur

Von Dr. R. Schacht



n weit größerem Maße noch als in der den Romanen so schwer verständlichen Seele des deutschen, treffen sich in der Seele des flämischen Volkes starke und verstandesmäßig unvereinbare Gegensätze. Die Kunstgeschichte belehrt uns darüber, daß das flämische das Kulturvolk des modernen Europas ist, das am frühesten eine ausgesprochene Freude am Gegenständlichen hat. Der Italiener benutzt das Gegenständliche als stimmungsggebendes Moment, der Franzose als Mittel zur Konstituierung seiner konventionellen Formenwelt, der Deutsche schwärmt darüber hinweg oder staunt es an und bleibt daran hängen, die Hingegenheit an das Gegenständliche, seine Erschöpfung und Durchdringung, die Freude am Stilleben (für das der Franzose bezeichnenderweise nur einen im Flämischen unmöglichen Ausdruck „nature morte“ hat) finden sich zuerst auf flämischem Boden. Die flämische Malerei des fünfzehnten Jahrhunderts ist ein Hochgesang auf die Schönheit, besser noch auf die innere Lebenskraft der Malerei. Der Fläme gibt sich an die Materie hin, durchdringt sie und zwingt sie zu lebendigem aber klarem, genauem und doch rundem Ausdruck ihrer selbst. Eine gewaltige, nicht zu unterdrückende Lebenskraft befähigt ihn zu solcher Verschwendung. Sehen wir aber vom Künstlerischen ab, so äußert sich diese Lebenskraft im Drang nach üppigstem Lebensgenuß. Man braucht gar nicht den bis zum Überdruß immer wieder zur Charakteristik herangezogenen Rubens zu bemühen, der einfache Anblick einer in Brüssel, Antwerpen oder Gent schmausenden Gesellschaft lehrt schon, wie der Fläme die Materie einschätzt und wie er sie genießt.

Aber kein Genuß, wie langdauernd und üppig er sei, vermag den Lebensdrang, man könnte sagen, die Lebenswut flämischer Seelen abzustumpfen. Es bleibt ein Unbefriedigtes, das leicht zur Unrast von Vermeylens „Ewigem Juden“ führen kann, auf jeden Fall aber ein merkwürdiges In sich Gefehrtes, eine seltsame Losgelöstheit von den Dingen zeitigt. Gerade weil der Fläme die Möglichkeiten der Materie kennt wie niemand sonst, ist er, ohne sich immer darüber klar zu sein, tiefinnerlichst überzeugt, daß die Materie etwas Unwesentliches, ein Bild, ein Spiel ist. Darum verträgt er auch, wie ein jedes seiner Volksstücke schlagend dazutut, die größten Gegensätze unvermittelt nebeneinander: das Groteske neben dem Tragischen, den Ernst, die Grausamkeit neben dem Abgeschmackten und Skurrilen, Wüßtheit neben Züchtigkeit, Roheit neben Zartem, eben seit die Dinge keine Wichtigkeit an sich, gewissermaßen nur vorübergehende Zustände der Weltseele, mit der sich die Seele der Flämen identifiziert, sind. Von dieser Erkenntnis

führen, je nach der Energie, mit der der einzelne das Leben zu leben imstande ist, zwei Wege, der eine zur Mystik, der andere zur Verdampfung. Daß dieses Volk einerseits heute noch zu den frömmsten Katholiken gehört, andererseits, wie seine besten Vertreter selbst zugeben, seit dem Mittelalter so elend heruntergekommen ist, wird auf diese Weise ohne weiteres erklärlich.

Das flämische Volk ist heute trotz Gent und Antwerpen im wesentlichen ein Bauernvolk. Bauernvölker aber sind lyrisch veranlagt. Die ganze neuere Flamenliteratur ist daher, auch wo sie novellistisch arbeitet, Selbstäußerung, Selbstspiegelung. Daher die einheitlich geschlossene Wirkung ihrer Literatur, die ruhige Selbstverständlichkeit ihrer schlichten, realistischen Prosa. Nur die Kunstlyriker und die französisch Schreibenden haben Stilisierung angestrebt. Daß jedoch bei anderer sozialer Gruppierung auch noch andere Möglichkeiten im flämischen Kunstvollen stecken, beweist jenes klar objektivierende, auf einer sehr frühreifen psychologischen Beobachtungsgabe aufgebaute mittelalterliche Drama von „Lancelot und Sanderein“, das unlängst F. W. Huebner als Nr. 208 der bekannten wohlfeilen Insel-Bücherei in deutscher Übersetzung herausgegeben hat.

In derselben Sammlung ist jetzt auch eine Reihe von zwölf Bändchen flämischer Literatur erschienen, die in ihrer Mannigfaltigkeit ein gutes, wenn auch naturgemäß noch nicht vollständiges Bild des flämischen Schrifttums abgeben und mit denen sich jeder, dem an der Kenntnis des flämischen Volkes gelegen ist, gründlich bekanntmachen sollte. Die großartigen Visionen der „Schwester Hadewich“ und das Beghinenbuch Jan van Ruysbroecks, des Schöpfers der flämischen Schriftprosa, repräsentieren die Mystik, eine Auswahl von Volksliedern im Urtext mit den Singweisen, und eine Auswahl aus den Gedichten des kunstvollsten modernen Lyrikers, Guido Gezelles, in den sorgfältigen Übersetzungen N. A. Schröders die Lyrik. Der Patriarch des neueren flämischen Schrifttums, Hendrik Conscience, „der sein Volk lesen lernte“, ist durch die treffliche kleine, auch für die Jugend geeignete Idylle „Der Rekrut“ vertreten, Bruchstücke aus dem berühmtesten und bekanntesten Buch der neuesten flämischen Literatur, Bergmanns „Ernst Staas“, bringt „Das Ziegelhaus“. Die französisch Schreibenden sind vertreten durch de Costers „Galewijn“ und G. Gekhouds „Durch Mitsu“, die Geschichte eines Ostender Fischers. Künstlerisch am bedeutungsvollsten sind jedoch die beiden Bändchen von Stijn Streuvels „Der Arbeiter“ und „Die Ernte“ und „Johan Doya“ von Herm. Teirlind, die selbst uns, die wir eine Weltliteratur haben, neue und außerordentliche Werte zu geben haben. Teirlind, der in einem wunderbar krausen, grüblerisch-launigen Stil die Umwelt des Brüsseler Kleinbürgers darstellt, läßt sich am besten als ein flämischer Gottfried Keller charakterisieren, Streuvels aber stellt einen ganz neuen Typus der Heimatskunst dar. Während bei uns vom Arbeiter, vom Bauern oder von der Armut der Bürger, zum mindesten der über seine Umgebung hinausgewachsene erzählt und das empfindsam, schwärmerisch oder bitter tut, ist es hier, als ob die dumpfen Gefühle des Volkes selbst in sich zu klarer Bewußtheit gediehen und Sprache bekämen, eine Sprache von natürlicher und untheoretischer Realistik, von schlichter Energie und großem Registerumfang. Einer vom Verlag angekündigten Übersetzung der übrigen Novellen des Dichters darf man mit Spannung entgegensehen.